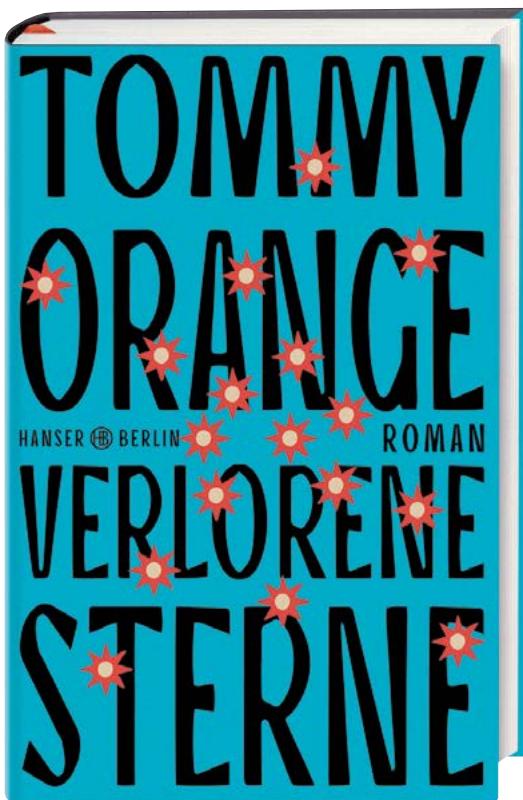


Leseprobe aus:

Tommy Orange
Verlorene Sterne



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf
www.hanser-literaturverlage.de

© 2024 Hanser Berlin in der Carl Hanser Verlag GmbH & Co. KG, München



HANSER BERLIN



**TOMMY
ORANGE**

**VERLORENE
STERNE**

Roman

Aus dem Englischen
von Hannes Meyer

Hanser Berlin

Die englischsprachige Originalausgabe erschien 2024 unter dem Titel
Wandering Stars bei Knopf, Penguin Random House LLC, New York.

Das Zitat auf S. 119 ist aus Toni Morrison, *Menschenkind*. In der Übersetzung von Thomas Piltz und Helga Pfetsch © 2019, Rowohlt Verlag GmbH, Hamburg.

Das Zitat auf S. 281 ist aus Clarice Lispector, *Die Passion nach G.H.*
In der Übersetzung von Christiane Schrübbers © 1984, Lilith Frauenbuchladen und Verlag GmbH, Berlin.

1. Auflage 2024

ISBN 978-3-446-28001-4
© Tommy Orange, 2024

Alle Rechte der deutschen Ausgabe

© 2024 Hanser Berlin in der Carl Hanser Verlag GmbH & Co. KG, München

Wir behalten uns auch eine Nutzung des Werks für Zwecke des Text und Data Mining nach § 44b UrhG ausdrücklich vor.

Umschlag: Anzinger und Rasp, München

Nach einem Entwurf von Knopf, Penguin Random House LLC, New York

Design: Linda Huang

Satz: Sandra Hacke, Dachau

Druck und Bindung: GGP Media Pößneck, GmbH

Printed in Germany



Für alle, die das, was wir Sucht nennen
oder nicht, überleben oder nicht.

PROLOG

In der Zivilisierung der Indianer bin ich ein Täufer, denn
ich halte es für geboten, die Indianer in unsere
Zivilisation einzutauchen und sie nicht mehr hinauszulassen,
bis sie ganz und gar durchtränkt sind.

Richard Henry Pratt

Es gab in dieser Welt Kinder und es gab die Brut der Indianer, denn die grausamen Wilden dieser amerikanischen Lande brachten eigentlich keine Kinder hervor, sondern Nissen, und aus Nissen werden Läuse, so sagte zumindest der Mann, der das Massaker am Sand Creek wie eine Insektenvernichtung darstellen wollte, bei dem im Morgen grauen siebenhundert Besoffene mit Geschützen kamen, so wie auch beinahe auf den Tag genau vier Jahre später am Washita River, wo man hinterher siebenhundert Pferde der Indianer zusammentrieb und einem nach dem anderen in den Kopf schoss.

Solche Ereignisse nannte man Schlachten, dann später – manchmal – auch Massaker in Amerikas längstem Krieg. Dieser Krieg, der länger angehalten hat, als es die USA heute gibt. Dreihundertunddreizehn Jahre. Und nach all dem Töten und Vertreiben und Versprengen und Wieder-Zusammentreiben von Indianern, um sie in Reservate zu sperren, und nachdem die Bisonpopulation von rund dreißig Millionen auf ein paar Hundert Wildtiere zusammengeschossen war, schließlich bedeute »jeder tote Bison einen Indianer weniger«, kam ein neuer politischer Slogan für das Indianerproblem auf: »Den Indianer töten, um den Menschen zu retten.«

Als die Indianerkriege langsam abkühlten, als Landraub und Selbstverwaltung der Stämme zu bloßer Bürokratie wurden, steckte man die Indianerkinder in Internate, wo sie, wenn sie nicht an vermeintlicher Schwindsucht starben, während man sie häufig hungrig ließ; wenn man sie nicht unter den Verpflichtungen ihrer Ausbildung

für die landwirtschaftliche oder industrielle Arbeit oder die Vertragsknechtschaft verschüttete; wenn man sie nicht auf Kinderfriedhöfen begrub oder anonym verscharre, wenn man sie nicht verlor, irgendwo zwischen der Schule und dem Zuhause, fortgelaufen, unbegraben, ungefunden, unüberliefert, verloren zwischen Exil und Zuflucht, zwischen Schulen, Stammesheimat, Reservat und Stadt; wenn sie die regelmäßigen Schläge und Vergewaltigungen überstanden, wenn sie überlebten, eine Familie gründeten und sich ein Zuhause aufbauten, dann nur aus diesem einen Grund: Diese Indianerkinder trugen unerträgliche Lasten.

Doch noch vor den Internaten, nämlich 1875, wurden einundsiebzig indianische Männer und eine indianische Frau in Oklahoma als Kriegsgefangene genommen und in einen Zug nach St. Augustine, Florida, gesteckt, wo man sie in eine sternförmige Gefängnisfestung steckte, eine Sternschanze. Es war das älteste gemauerte Fort des Landes in der ältesten europäischen Siedlung Nordamerikas, Ende des siebzehnten Jahrhunderts auf Befehl der Spanier aus Coquina – einem Kalkgestein aus fossilen Muschelfragmenten – von indianischen Zwangsarbeitern erbaut. Das Fort, das die Atlantik-Handelsroute schützen sollte, wurde von den Spaniern Castillo de San Marcos genannt, nach dem Evangelisten Markus, dem Schutzpatron aller möglichen Dinge, darunter auch der Gefangenen. Später, unter der Herrschaft der Vereinigten Staaten, wurde es zum Fort Marion, nach Francis Marion, dem Helden des Amerikanischen Unabhängigkeitskrieges mit Spitznamen the Swamp Fox, von dem man weiß, dass er seine Sklavinnen vergewaltigt und zum Vergnügen Indianer gejagt hat.

Der Gefängnisdirektor Richard Henry Pratt befahl, dass man ihnen die Haare schnitt und sie in Militäruniformen steckte. Außerdem ließ er den indianischen Kriegsgefangenen im Fort Marion Kontobücher aushändigen, in denen sie zeichnen sollten. Einer der Southern Cheyenne namens Howling Wolf war darin besonders geschickt, weil er früher mit seinen Malereien auf Bisonhäuten Geschichten erzählt hatte. In den Heften zeichnete er Dinge von lang her und weit oben.

Aus der Vogelperspektive. Das hatte er so auf den Bisonhäuten noch nicht gemacht. Erst nach der langen Zugfahrt von Oklahoma nach Florida mit Eisenketten um die Handgelenke und Fußknöchel begann Howling Wolf zu zeichnen, wie die Vögel die Welt sehen. Die Vögel haben von allen Wirbeltieren den schärfsten Blick, sie sind heilig, denn sie gleiten durch den Himmel, und mit nur einer ihrer Federn und ein wenig Rauch schaffen es Gebete zu Gott.

Die Indianer durften ihre Zeichnungen an die Weißen verkaufen, die sich die Kriegsgefangenen anschauen kamen, Kiowa, Comanche, Southern Cheyenne, Arapaho und Caddo, sie wollten sie beim Tanz in voller Indianermontur sehen, einen letzten Blick auf die verschwindenden Völker werfen, eine Zeichnung mitnehmen, eine polierte Strandbohne oder einen Satz Pfeil und Bogen, sogenannte Kuriositäten, wie Souvenirs von einem Vergnügungspark oder einer der damals so beliebten Völkerschauen, bei denen auch oft Indianer gezeigt wurden. Diese von Indianern angefertigten Zeichnungen indianischen Lebens auf Papier, das ursprünglich für die Buchführung vorgesehen war, war die erste Kommerzialisierung indianischer Kunst überhaupt. Pratt nutzte seine Erfahrungen mit der Gefängnisfestung zur Planung der Carlisle Indian Industrial School, die nur ein Jahr nach Entlassung der letzten Gefangenen eröffnet wurde.

Von 1879 an wurden indianische Eltern ermutigt und bedrängt und unter Androhung von Haftstrafen genötigt, ihre Kinder zur Schule zu schicken. In einem Fall wurde ein Elternpaar der Hopi aus Arizona neun Monate lang auf Alcatraz festgehalten, weil es sich einer solchen Anordnung widersetzt hatte. Man nahm den Gefangenen die Kleider, gab ihnen Militäruniformen und sagte ihnen, sie müssten bleiben, bis sie sich nachweislich von ihrem Irrweg abgewandt hätten. Man hielt sie in Holzverschlägen fest, die kleiner waren als die späteren Einzelhaftzellen des berüchtigt drakonischen Gefängnisses. Tagsüber mussten sie große Baumstämme zersägen wie in einem Cartoontraum vom Schlafen. Als man sie entließ und zurück nach Arizona schickte, weigerten sie sich weiterhin, ihre Kinder zur Schule zu schicken, und wurden wieder und wieder eingesperrt.

Manche indianische Eltern verstanden, dass man ihre Kinder als Geiseln nahm, um die problematischeren Stämme fügsam zu machen. Andere Kinder wurden ihren Familien gewaltsam entrissen und auf das Eisenpferd gesetzt, wie es einige der Indianer damals nannten, in einem der lauten Züge reisten sie durch unbekanntes Land zu einer Schule, wo sie Krankheiten und Hunger ausgesetzt waren und man ihnen beibrachte, dass alles am Indianersein falsch war. Bald mussten Indianerkinder per Gesetz solche Schulen besuchen, während man indianische Medizin, indianische Zeremonien, Riten und Rituale verbot.

In Carlisle erklärte man ihnen, dass sie nun Carlisle-Indianer werden würden. Ein neuer Stamm, zusammengesetzt aus vielen Stämmen, doch keinem von diesen zugehörig, sondern der Schule, die der Regierung der Vereinigten Staaten angehörte und von ihr finanziert wurde.

Bei ihrer Ankunft schnitt man ihnen das lange Haar ab, nahm ihnen die Kleider und teilte ihnen mit den Militäruniformen auch neue Namen zu – es ging also sofort in den Krieg. Jeden Tag exerzierten sie, marschierten auf wie zum Kampf gegen sich selbst, erst von außen nach innen, dann, einer Krankheit gleich, auch von innen nach außen. Redeten die Indianerkinder Englisch statt ihrer Muttersprachen, wurden sie anfangs belohnt, doch es blieb nicht lange bei solchen Würdigungen der Abkehr von Indianerdingen. Prügel und Arrest und zahllose andere Arten der Misshandlung wurden alltäglich. Es galt den ganzen Indianer zu töten, um ihn zu retten. Später hieß es, der Tod eines indianischen Kindes war in den Internaten genauso wahrscheinlich wie der Tod eines Soldaten in einem der Weltkriege.

Und all die Indianerkinder, die jemals Indianerkinder waren, blieben stets Indianerkinder und brachten nicht Nissen zur Welt, sondern Indianerkinder, deren Indianerkinder ebenfalls Indianerkinder zur Welt brachten, deren Indianerkinder American Indians wurden, deren American-Indian-Kinder Native Americans wurden, deren Native-American-Kinder sich Natives nannten oder Indigene oder NDNs oder die Namen ihrer souveränen Nationen oder ihrer Stämme

trugen und die allzu oft zu hören bekamen, sie seien gar keine echten Indianer, nämlich von allzu vielen Amerikanern, die in der Schule gelehrt hatten, die einzig wahren Indianer wären die längst ausgestorbenen Thanksgiving-Indianer, die die Pilgerväter geliebt hätten bis in den Tod.

Internate wie die Carlisle School gab es im ganzen Land, und bei nahe hundert Jahre lang verfuhren sie nach demselben Prinzip. Seit Jahrzehnten ist die Schulabbrecherrate bei Natives die höchste aller Bevölkerungsgruppen des Landes. Heutzutage liegt sie bei dem Doppelten des amerikanischen Durchschnitts.

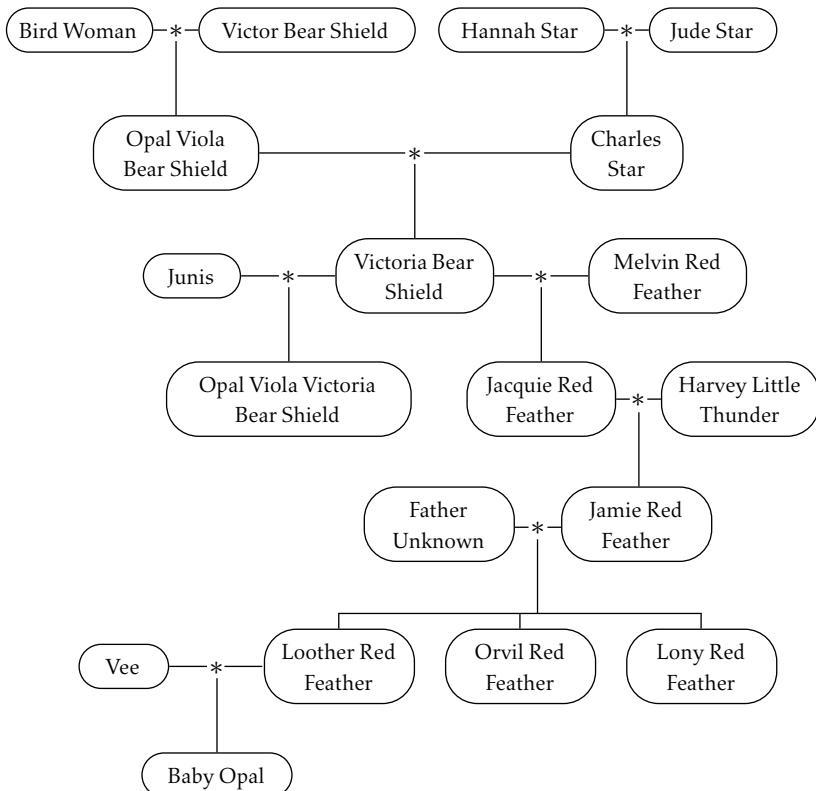
Damit aus ihm ein Nichtindianer im Sinne der Carlisle School wurde, tötete man den Indianer, um den Menschen zu retten, wie es der Schulgründer gesagt hatte, was natürlich bedeutete, dass die Indianerkinder sterben mussten.

Hüte dich vor dem Mann, der nicht spricht, und vor dem Hund, der nicht bellt.

Sprichwort der Cheyenne

Das sogenannte Chivington- oder Sand-Creek-Massaker bleibt gewissen bedauerlichen Einzelheiten zum Trotze im Großen und Ganzen eine der rechtschaffensten und wertvollsten Taten, die man im Westen jemals vollbracht hat.

Theodore Roosevelt



Teil I

VOR 1924

JUDE STAR

*

WINTER

Kapitel I

JUNGE GEISTER

Ich meinte Vögel zu hören an jenem Morgen, kurz bevor es hell wurde, nachdem ich aufgeschreckt war voller Angst vor Männern so weiß, dass sie blau wirkten. Ich hatte oft Träume von blauen Männern mit blauem Atem, das Vogelgezwitscher wurde zum Quietschen träger Räder, als im Morgengrauen Gebirgsgeschütze auf unser Lager zurollten.

Ich hatte schon seit Wochen solche Albträume, also schliefl ich bei meiner Großmutter, Spotted Hawk. Sie hatte für mich gebetet, bevor ich die Augen schloss, hatte Tabak in ein Mais-Hüllblatt eingerollt und mir den Rauch ins Gesicht geblasen und mir dann das Lied gesungen, das meinen Atem verlangsamte und mir die Lider schwer werden ließ.

Im Tipi glaubte ich, es wäre Donner oder eine Bisonherde, doch dann sah ich das rosa-orangefarbene Licht des Morgengrauens durch die Einschusslöcher hereinscheinen.

Die Leute draußen rannten fort oder starben, wo man sie im Lauf getroffen hatte.

Rückblickend schien alles, was vor Sand Creek geschah, zu jemand anderem zu gehören, jemandem, den ich früher gekannt hatte, so wie ich das perfekte Lächeln meiner Mutter gekannt hatte oder das schiefe meines Vaters oder ihrer beider gesenkte Blicke, wenn ich sie mit Stolz erfüllt, oder die strengen, wenn ich sie wütend gemacht hatte, oder die Sticheleien meiner Brüder und Schwestern wegen meiner großen Ohren, wie sie mich an den Ohrläppchen zogen oder mich an den Rippen kitzelten, dass ich lachen musste, bis ich fast weinte, was ich hasste und liebte und hasste. Unser Lager mit unseren Tiergefähr-

ten und den großen Feuern, die Flüsse und Bäche, in denen wir im Sommer planschten und von denen wir uns im Winter fernhielten; die Jagden, auf die sich die Älteren vorbereiteten, und wie sie sich freilachten, wenn sie voller Erleichterung wiederkamen, weil sie genug zu essen für alle hatten, und wie sie dann ein Feuer bauten und beteten und feierlich für das Tier sangen und für unseren Schöpfergott Maheo.

Alles, was vor den Ereignissen am Sand Creek gewesen war, sank zurück in die Erde, tief in die Totenstille des Landes.

Mitten im Massaker, im Kugelhagel und Geschrei, inmitten all der Toten und Verwundeten, schob Spotted Hawk mir einen Jungen zu, als wollte sie sagen: Nimm ihn mit. Ich war damals ein junger Mann, selbst noch fast ein Kind. Der Junge hatte Sommersprossen rund um die Augen, die aussahen wie Blutspritzer. Hatte jemand Sommersprossen, hieß das meist, dass sich Weiße in das Leben einer der unseren gedrängt und etwas angerichtet hatten. Einmal wurde einer meiner Onkel vor meinen Augen erschossen, irgendein rachedurstiger Weißer schoss ihm in den Hinterkopf, und die Blutspritzer damals auf Spotted Hawks Gesicht sahen genauso aus wie die Sommersprossen des Jungen, dessen Backen rund waren, als wären sie voller Spucke, als hätte er sich nicht mehr getraut zu schlucken.

Wie immer verbarg Spotted Hawks Gesicht jedes Gefühl, das dahinterlag. Sie wies mit den Lippen auf ein Pferd, und als wir draufsaßen, gab sie ihm einen Klaps, und wir ritten los. Als ich mich umschaute, sah ich Spotted Hawk zu Boden gehen. Ich erfuhr nie, ob sie getroffen war, in Deckung ging oder sich totstellte. Das kannte ich von Spinnen, ich hatte es einmal bei einer schwarzen mit hellroter Zeichnung auf dem Bauch gesehen. Ich hatte mich versteckt und gewartet und gewartet und beobachtet und dann gesehen, wie sie wieder zum Leben erwachte, bevor ich kräftig draufstampfte. Jahre später in Florida, als ich zum ersten Mal eine Sanduhr sah und verstand, dass das feine Rieseln durch den schmalen Glasspalt Zeit bedeutete, musste ich an die Zeichnung der Spinne denken und daran, dass man sich totstellen und später wieder zum Leben erwachen konnte.

Ein Hund war uns aus dem Lager gefolgt. Er war schwarz mit einem weißen Fleck auf der Brust, hatte lange Beine, struppiges Fell und sonnengelbe Augen. Gerade als mir der Hund aufgefallen war, spürte ich einen scharfen Schmerz und sprang vom Pferd, weil ich glaubte, mich hätte etwas gebissen. Am unteren Rücken konnte ich eine feuchte Wunde ertasten. Als ich das Blut sah, war mir, als würde ich ins Leere fallen. Dann zog ich meine Lederchaps aus und wickelte sie mir um den Rumpf, um die Blutung zu stoppen. Der Junge half mir dabei und tat sein Bestes, mich zurück aufs Pferd zu hieven, da ich es allein nicht mehr schaffte. Danach schlief ich ein, und als ich aufwachte, war es Nacht geworden.

Der Junge und ich vergruben uns in einem Haufen Decken, die meine Großmutter uns noch eingepackt hatte. Am Morgen hatte der Hund sich zwischen uns gequetscht. Die Wunde tat noch weh, blutete aber nicht mehr. Ich nahm an, dass die Kugel nicht zu tief sitzen konnte, und tastete nach ihr, um sie wenn möglich herauszuziehen.

Als hinter uns im Westen wieder die Sonne unterging, wich sie einer klirrenden Kälte. Wir schliefen unter dem stehenden Pferd.

Mir war, als hätte meine Großmutter dem Pferd *eingebetet*, was es zu tun hatte. Es galoppierte, als würde es von einer Strömung getragen. Wir folgten der Spur alten Wassers entlang eines trockenen Bachbetts, ließen das Massaker weiter und weiter hinter uns zurück, während ich die Erinnerung daran noch auf der Haut trug, die Schüsse und Schreie mir noch scharf in den Ohren klangen. Wir zogen durch die Wälder und Wiesen wie junge Geister.

Bevor wir an jenem Abend einschliefen, starrten wir einander an, ohne etwas zu sagen. Da verstand ich, dass ich nicht sprechen könnte, selbst wenn ich gewollte hätte. Ich konnte nichts sagen und wusste nicht mehr, ob ich überhaupt je etwas gesagt hatte. Ich bildete mir Erinnerungen ans Sprechen ein, aber mit der Zeit wurde ich mir immer unsicherer, dass ich jemals meine Stimme benutzt hat. Und dann wusste ich nicht mehr, ob der Junge aus demselben Grunde nicht sprach oder ob er vielleicht schon wusste, dass ich einer der wenigen Menschen war, die nicht sprechen können.

Wie weit gehen wir?, schien der Junge zu fragen, als er mit dem Kinn und den Lippen weiter nach vorn zeigte.

Bis die Soldaten uns erschießen, sagte ich, indem ich mich umsah, so tat, als würde ich ein Gewehr halten, zum Zielen ein Auge zukniff und dann den Kopf zurückwarf, als wäre ich getroffen worden.

Kämpfen wir diesmal?, fragte der Junge, indem er die Fäuste hob.

Meinst du, wir hätten bleiben und kämpfen sollen?, fragte ich, indem ich mit den Lippen zurück Richtung Lager wies.

Besser im Kampf sterben als so, schien der Junge über unseren Hunger zu sagen, als er sich den Bauch rieb.

Der Hund, mit dem würden wir länger durchhalten, sagte ich, indem ich auf das Tier zeigte und die Augenbrauen hochzog.

Nein, nicht den Hund, erwiderte der Junge, als er den Blick senkte und heftig den Kopf schüttelte.

Wir ritten noch eine lange Zeit weiter, so kam es uns zumindest vor, und ließen das Pferd den Weg suchen. Als ich glaubte, vor Schwäche bald das Bewusstsein zu verlieren, und der Junge anfing zu wimmern, konnte ich das Pferdefleisch unter uns nicht mehr ignorieren.

Es war der erste Winterabend, also musste ich mich beeilen, wenn ich es ernst meinte. Ich band das Pferd mit einem Laufknoten an einen Baum, wie man es mir für genau so einen Fall gezeigt hatte. Musste man ein Pferd essen, band man es zuerst fest. Doch ich tötete das Pferd nicht, denn in dem Moment kam hinten ein Fohlen heraus. Es fiel mit feuchtem Klatschen auf die Seite, wollte aufstehen, konnte aber nicht, blieb liegen und bewegte sich bald gar nicht mehr. Der Junge sah bloß mit offenem Mund zu, er war nicht mehr in der Lage, sich auf den Beinen zu halten, und saß ein Stück weit weg da. Der Hund bellte, während die Stute ihr Junges mit den Nüstern anstupste, um es zum Leben zu erwecken. Ich ging näher heran und schaute, ob es sich nicht vielleicht doch noch regte. Ungebetene Fragen brachen über mich herein: *Falls das Fohlen tot war, sollten wir es essen? Würden wir auch die Stute töten und essen, und was sollten wir zuerst tun? Würden wir mit dem Hund um das Fleisch kämpfen müssen, und falls wir ihn dabei töten, würden wir dann auch ihn essen?* Mein Hunger war zu groß. Der

Wind wurde stärker, und der Hund lief heran, aber dann stürzte er wie von einer Kugel getroffen zu Boden. Ich sah mich um, ob wir beschossen wurden, schirmte meine Augen mit der Hand vor dem aufgewirbelten Staub ab, während der Wind so laut wurde, dass sonst nichts mehr zu hören war. Der Junge hatte den Kopf zwischen die Knie gesteckt, und ich meinte ihn schreien zu hören, aber vielleicht war auch das der Wind. Ich schaute hoch und sah eine blasse Wolke vor dem Mond. Dunkles Licht fiel durch die Wolke nieder wie Regen in der Ferne. Ich lief zum Jungen, zog ihn am Arm hoch, und wir krochen unter die Decken.

Als ich am nächsten Morgen aufwachte, sah ich die Mutterstute tot daliegen, und der Hund öffnete sein Maul, wie um zu bellen, aber kein Ton kam hervor, dann hustete er und erbrach hellgrünes Gras. Ich ging zu dem toten Pferd und suchte nach dem Fohlen, fand es aber nicht und auch sonst kein Anzeichen der Geburt. Ich hatte schon von Muttertieren gehört, die ihre Totgeburten fressen, und fragte mich, ob auch unsere Stute es getan hatte und ob sie daran verendet war.

Mit einem Stein spitzte ich einen Ast an, dann machte ich Feuer. Ich musste mich beeilen, bevor das Fleisch verdarb. Die halbe Leber des Pferdes aß ich sofort, den Rest gab ich dem Jungen, der ihn gierig annahm. Dann schnitt ich das Fleisch herunter, wo immer es sich am leichtesten löste. Wir blieben dort, aßen den ganzen Tag immer wieder und wagten nicht, uns umzudrehen und zu sehen, was von dem Pferd übrig geblieben war.

Am Morgen kamen wir mit blutverschmierten Mündern an einen Bach, und das Wasser schmeckte metallisch. Ich weiß nicht, wie lange wir danach gingen, bis ich einen jungen Mann auf einem schwarzen Pferd sah. Es war Bear Shield.

Bear Shield führte uns zu einem Lager, wo die älteste Cheyenne, die ich je gesehen hatte, dem Jungen sagte, er solle meinen Namen annehmen. Ich hatte bisher Bird geheißen. Meinen neuen Namen gab sie mir, indem sie an den Himmel deutete, wo der erste Stern des Abends erschienen war, und dann auf mich zeigte.

Der Hund blieb noch eine Weile bei uns. Doch als es nichts mehr

zu jagen gab und der Hunger zu sehr schmerzte, wurde der Hund verspeist wie so viele andere Hunde auch.

Auch wenn ich nie antwortete, redete Bear Shield gern, er sprach mich erst auf Cheyenne an und dann auf Englisch, als er verstand, dass ich ohnehin nichts erwidern würde. Englisch hatte er von seinem Vater gelernt, der eine Weile als Fährtenleser für die U.S. Army gearbeitet, sie dann aber schlussendlich verlassen hatte, um seinen Eid bei der Cheyenne Warrior Society, den Dog Soldiers, zu schwören.

Eines Tages sagte Bear Shield, wir sollten allein losziehen und nicht im Lager sterben. Ich erklärte dem Jungen, er müsse bei der alten Frau bleiben, die uns die neuen Namen gegeben hatte, und am nächsten Morgen ritten Bear Shield und ich auf seinem Pferd los.

Ein Winter schien auf den nächsten zu folgen. Manchmal war es, als wäre die Welt untergegangen und wir warteten auf die nächste. Meist erwartete ich aber eher die Rückkehr des Kriegslärms, das Morgengrauen, das die blauen Männer brachte, die uns wieder töteten und versprengten, uns im ganzen Land ausdünnnten wie Bisons, uns jagten und aushungerten und zusammentrieben, wie sie es, das hatte ich mittlerweile erfahren, mit Indianern überall machten.

Wir sahen und aßen viel Eigenartiges, während wir weiterzogen und unser Volk suchten oder bloß einen Ort, an dem wir bleiben konnten. Es gab kein Zuhause mehr, wohin wir zurückkehren konnten, also streiften wir umher. Wir fingen und aßen Kaninchen und Truthahn und Schlangen. Wir überfielen Wägen und Lager, ob von Weißen oder Indianern spielte keine Rolle, solange wir unversehrt davonkamen. Der Hunger schien uns ebenso sehr am Leben zu halten, wie er drohte uns umzubringen. Ich kann nicht sagen, wo wir uns in jenen Jahren aufhielten, denn wir blieben nie lang an einem Ort. Mit als Erstes stahl ich eine Stute, aber wir waren nie gut zueinander, sie wollte mich nicht auf ihrem Rücken, und ich nahm es ihr nicht übel. Ich ließ sie laufen, sobald ich ein anderes Pferd stehlen konnte. Eigentlich machte mir dieses Leben nichts aus, aber es zermürbte einen. Und als wir gezwungen waren, anderen Gewalt anzutun, um uns zu schützen, wurde mir klar, dass es auch anders gehen musste.

Blieben wir irgendwo lang genug, baute Bear Shield seine Trommel zusammen. Er zeigte mir, wie es ging. Mit Fell, Steinen, einem Seil, einem Stück Geweih, um das Seil anzuziehen und das Fell zu straffen, und etwas Wasser in einem Eisenkessel. In der Trommel lagten sieben Steine, die für die sieben Sterne standen, die den Mond zu umringen scheinen. Ich wusste nicht, warum man sie Dog Soldiers nannte oder woher wir die Geschichte von dem Mädchen hatten, das Hunde zur Welt bringt, aus denen später Sterne werden. Wer nicht spricht, kann nicht nach Einzelheiten fragen, und so musste ich einfach hinnehmen, was immer ich nicht verstand.

Die Trommel war laut, also gingen wir zum Spielen immer so weit, dass uns niemand hören konnte, wenn möglich irgendwo ans Wasser. Die Trommel klang tief und wehmütig, und ich musste die Spannung des Fells anpassen, damit der Ton heller wurde und ich nicht mehr so sehr das Gefühl hatte, sie würde mich in sich hineinziehen. Wenn die Trommel so klang, wie ich es wollte, kehrte beim Spielen ein versprengter Teil von mir zurück. Also spielte ich, wann immer ich konnte. Manchmal sang Bear Shield dazu, fand etwas, was gut zum Ton der Trommel passte und zu meinem Rhythmus. Ich wusste nicht, ob er diese Lieder früher mal gehört hatte oder ob er improvisierte. Wohin wir auch kamen, es umgab uns unaussprechlicher Schmerz und Verlust. Solcher Hunger, solches Leid, aber mit der Trommel in unserer Mitte, mit dem Gesang, entstand etwas Neues. Wir trommelten und sangen, und eine brutale Schönheit kam hervor, die all die Qualen mit dem Rhythmus von uns hob.

Am längsten blieben wir in der Nähe von Fort Reno. Mittlerweile waren wir recht mürbe und wir hatten gehört, dass wir uns dort stellen und zu essen und eine Unterkunft bekommen würden. Aber kurz nach unserer Ankunft hieß es, die Southern Cheyenne hätten sich unzählige Verbrechen gegen die U.S. Army zuschulden kommen lassen sowie den besonders blutrünstigen Mord an einer Familie namens German, und deswegen nehme man uns fest. Dreiunddreißig von uns wurden nach Fort Sill gebracht, in Ketten gelegt und in einen Zug nach Florida gesteckt.

Kapitel 2

LEBENDMASKEN

Drei Jahre lang waren wir als Kriegsgefangene in einer Festung eingesperrt. Der Gefängnisdirektor war ein Grübler namens Richard Henry Pratt. Er hatte stets die Schultern zusammengezogen und den Blick zum Boden gerichtet. Pratt war streng und unscheinbar, nur seine Nase ragte hervor wie ein steinernes Monument auf einem ansonsten kahlen Hügel. Wir fanden ihn in Ordnung, er schien guten Willens. Und auch wenn er sich manchmal etwas zu ernst nahm, hatte er uns schon früh zum Lachen gebracht, als er uns davon erzählte, wie ihn einmal einige Kiowa, die er kannte, in voller Tracht herausgeputzt und ihm das Gesicht bemalt hatten. Er lachte, während er die Geschichte erzählte, und ein Cheyenne übersetzte, also lachten wir mit, anfangs aus Höflichkeit, aber dann auch, weil es uns witzig erschien, oder vielleicht hatte Pratt uns auch mit seinem Lachen überzeugt, dass es lustig war, wie die Indianer ihn als Indianer verkleideten, ihm das Gesicht bemalten und ihm zu Ehren am Feuer sangen und tanzten. Kurze Zeit später nahm man uns unsere Decken und Kleider, gab uns stattdessen Militäruniformen und sagte uns, dass wir uns nicht mehr wie Indianer anziehen durften. Da lachte niemand mehr.

Unsere ersten Monate in der Gefängnisfestung waren die schwierigsten, und viele der Gefangenen wurden krank. Manche starben. Zwei brachten sich um, Gray Beard nicht mitgezählt, der sich schon im Zug hatte aufhängen wollen und später bei einem Fluchtversuch erschossen wurde.

Die Gefängnismauern waren von einem pelzig dunklen Schleim überzogen, der übel roch, und wir waren die Feuchtigkeit nicht ge-

wohnt, eine schwere, nasse Luft, als wäre der Ozean angestiegen und hätte eine warme, wabernde Schicht über dem Land zurückgelassen.

Pratt wollte die Haftbedingungen verbessern, das sagte er mir zu mindest, als er mich eines Tages beiseitenahm und mich fragte, ob ich mich zum Bäcker ausbilden lassen wolle. Er sagte, er werde Soldaten aus uns machen. Uns Disziplin und Rang beibringen. Uns Waffen geben, um einander zu bewachen, uns sauber und uniformiert und regimentiert halten. Pratt sagte, er werde uns zu Wölfen der U.S. Army machen. Mir lief es kalt den Rücken runter, als ich das hörte.

Doch er tat, was er angekündigt hatte. Er führte Anwesenheitsappelle, Morgenläufe und Trompetensignale und schließlich auch ein Indianergericht ein, das Verurteilte in den Kerker unter der Gefängnisfestung werfen ließ. Nach dem Drill kam die Bildung.

Mit der Bibel lernte ich Englisch lesen und schreiben. Als Schule diente die Kapelle. Vielleicht lernte ich deshalb so schnell lesen, weil ich nicht sprach. Und Englisch konnte ich nach all den Jahren mit Bear Shield eigentlich schon recht gut.

Die Bibel war eigenartig, und vieles verstand ich nicht, obwohl ich die Wörter kannte. Die Bücher der Schrift hießen einfach nach den Namen der Autoren, so wie Pratt mit Vornamen Richard hieß. Hätte es ein Buch Richard gegeben, wäre es voller Beschreibungen militärischer Übungen gewesen. Denn außer Schule und Kirche machten wir eigentlich nur das – wir ließen uns zu Soldaten ausbilden, uniformiert wie die Männer, die manche von uns unser Volk hatten auslöschen sehen.

Ich wusste nicht, warum so viele Leute die Bibel geschrieben hatten, aber mir gefiel, dass es nicht nur einer gewesen war. Sie war voller Schönheit und Weisheit, und ich tat mein Bestes, alles darin auszulegen, was mir bedeutsam erschien, so wie ich es auch bei den Träumen tat, an die ich mich erinnerte.

Ich hielt mich lange bei den Psalmen und den Sprüchen auf, fand einen gewissen Trost bei Hiob und in der Sprache Jesajas. *Er hat mich gesandt, den Elenden gute Botschaft zu bringen, die zerbrochenen Her-*

zen zu verbinden, zu verkündigen den Gefangenen die Freiheit, den Gebundenen, dass sie frei und ledig sein sollen; zu verkündigen ein gnädiges Jahr des Herrn und einen Tag der Vergeltung unsres Gottes, zu trösten alle Trauernden. Ich spürte die Wahrheit in diesem Abschnitt. Ich las Dinge in der Bibel, die mir so guttaten, dass ich niemals angezweifelt hätte, wie wichtig diese Schrift war.

Auch in der Offenbarung las ich viel. Mir schien, das Buch handelte von allem, was meinem Volk geschehen war und noch immer geschah. Vor diesem letzten Buch der Bibel gab es noch ein ganz kurzes mit einem Vers, den ich scheinbar schon in mir getragen hatte, bevor ich ihn dort in Florida las, bevor ich auch nur das Meer gekannt hatte. *Wilde Wellen des Meeres, die ihre eigene Schande ausschäumen, umherirrende Sterne; deren Los ist die dunkelste Finsternis in Ewigkeit.*

Im zweiten Teil der Bibel, im Neuen Testament, wirkte dieser Jesus wie manche Cheyenne, von denen ich gehört hatte, Häuptlinge und andere Medizinleute, die das Volk mit dem Herzen führten. Und war nicht auch unser Cheyenne-Prophet Sweet Medicine von einer Jungfrau zur Welt gebracht worden? Und hatte ich nicht schon vorher Schöpfungsgeschichten gehört, in denen aus Männerrippen Frauen gemacht werden? War also nicht etwas dran an diesem Gottesbuch, an diesem Jesus?, musste ich mich zwangsläufig fragen. Sweet Medicine war von einer Jungfrau gekommen. Meine Großmutter hatte mir von einer Stimme erzählt, die einer Frau in Geschichten sagte, eine süße Wurzel werde wachsen. Es gab keinen Vater in der Geschichte, nur die Großmutter, die Sweet Medicine aufzog, nachdem seine Mutter ihn verlassen hatte, weil es keinen Vater gab. Sweet Medicine wirkte Wunder und lehrte die Cheyenne ein gutes Leben, genau wie es Jesus in der Bibel tut.

Ich weiß nicht aus welchem Grunde, aber einmal fuhr Pratt mit uns auf eine Insel namens Anastasia, wo wir einige Tage blieben. Wir übernachteten dort gemeinsam in Zelten. Später wurde es uns gestattet, dort Zeit allein zu verbringen. Wir kehrten wieder und wieder auf die Insel zurück, und da wir endlich frei waren von den Blicken ande-

rer, bemalten wir uns und sangen unsere alten Lieder. Tanzten und erinnerten uns. Wir fuhren mit Booten raus, fingen Haie und Alligatoren, aßen das zähe Fleisch und polierten Strandbohnen, fertigten Schmuck, Pfeil und Bogen und zeichneten in den Kontobüchern, die man uns zu diesem Zweck gegeben hatte, und all das verkauften wir an die Weißen, die uns bestaunen kamen. Von Anfang an waren die Weißen gekommen, um uns anzusehen, wie sie es auch schon auf der Zugfahrt nach Florida getan hatten, als wir einen Halt in Indiana gemacht hatten, Zehntausende sollen es gewesen sein, die uns in Gefangenschaft begaffen wollten, echte Indianer in Indiana, noch ein letzter Blick auf das untergehende Volk, bevor es eingesperrt wurde und für immer in den Geschichtsbüchern verschwand. Die weißen Besucher kamen von überall her. Und wir lieferten ihnen eine Show.

Einmal sollte Bear Shield zu Pferd mit Pfeil und Bogen einen Stier töten. Diese Herausforderung hatte etwas mit der spanischen Tradition zu tun, in der man mit Umhang und Schwert gegen einen Stier antrat. Bear Shield sah auf dem Pferd so groß aus, dass ich glaubte, er würde gleich herunterkippen, aber dann schaffte er es mit solcher Geschwindigkeit und Anmut, erlegte den Stier problemlos mit einem einzigen Pfeil, dass ich richtig stolz auf ihn war, bloß das Tier tat mir leid. Ich stand vor dem toten Rind, dem die Zunge raushing, und fand, dass irgendwer sie wieder reinstopfen müsste oder abschneiden und verspeisen. Zunge schmeckt gut.

Das war das erste Mal, dass wir als Indianer für die Weißen auftraten. Manche von uns tanzten und trommelten und sangen – bemalt und mit Federschmuck. Ich sah, wie sich all die Weißen mit jener seltsamen Mischung aus Ekel und Staunen um uns versammelten. Später verglich Pratt uns mit Buffalo Bill's Wild West Shows. Sagte, wir hätten »mehr Buffalo Bill geliefert als Mr. Cody selbst«. Danach gab es noch mehr Aufführungen. Wir stellten uns selbst dar, ließen für die Darbietung alles so authentisch aussehen wie möglich. Als wäre unser Sein zu verkaufen, als hätten wir es schon verkauft. Einmal habe ich sogar mitgetanzt. So getan, als wüsste ich, wie es geht. Es spielte keine Rolle, was ich tat, die Weißen hätten den Schwindel ja

doch nicht gemerkt. Und ich irgendwann auch nicht mehr, keiner von uns, wie es schien.

Pratt beteiligte uns an den Einnahmen, und ich ging in die Stadt und kaufte Mangos und Austern. Ich besorgte mir auch Papier, einen Federhalter und Tinte, setzte sogar einen Brief nach Hause auf, wie ihn manche der anderen schrieben, bevor mir einfiel, dass ich kein Zuhause mehr hatte und auch niemanden, dem ich hätte schreiben können, also zeichnete ich stattdessen Pferde und verkaufte die Bilder, wann immer ich konnte.